

Weitere Fragmente abgenommener Wandbilder sind zu sehen, darunter auch Fliesen, die das Ensemble des Berliner Alexanderplatzes während der Bauphase 1968 zeigen. Großformatige Foto-Shows und eine interaktive Karte zu etlichen in Dresden und Meißen noch in situ erhaltenen Wandbildern der Manufaktur laden mit Hintergrundinformationen zu Erkundungen ein.

Die Porzellan-Manufaktur hatte eine hohe wirtschaftliche Bedeutung für die DDR. Große Teile der Produktion wurden ins westliche Ausland exportiert. Die hochwertigen Erzeugnisse brachten dringend benötigte Devisen ins Land. Traditionsbewusste Geschirr-Käufer schätzten weiterhin das bereits während der barocken Ära kreierte „Zwiebelmuster“, das – genauso wie das weltberühmte Markenzeichen der gekreuzten Schwerter – als kobaltblaue Unterglasurmalerie aufgetragen wird.

Parallel dazu bemühte sich die Manufaktur ab den 1960er Jahren auch sehr um moderne Gestaltungen. Ein großer Fokus der Schau liegt dabei auf dem Künstlerkollektiv um Zepner, Werner und Strang, die – neben Geschirr und Wandgestaltungen – u. a. auch von Theaterstücken und tschechischen Animationsfilmen inspirierte Porzellanfiguren schufen. Dabei beleuchtet die Schau neben den vielfältigen Herausforderungen der systembedingten Vorgaben auch die teilweise recht großen Freiheiten, die einzelne renommierte Künstler bei ihrer Arbeit hatten.

Ein Bereich beschäftigt sich mit dem intensiven Austausch mit Japan. Um die ostdeutsche Handelsbilanz auszugleichen, erkundete man den asiatischen Markt mit speziellen Tee-Services, Soja-Gießern und -Schälchen, Sake-Sets sowie eleganten, mit japanisch inspirierten Dekoren verzierte Geschirrtellen und Vasen. Beeindruckende Landschafts- und Architekturzeichnungen der ins Land der aufgehenden Sonne mitgereisten Formgestalter und Porzellanmaler sind auch zu sehen.

Ein Eyecatcher der Ausstellung sind die vielschichtigen Fotoserien der 50er und späten 80er Jahre zu betrieblichen Abläufen und Firmenkultur. Die charmanten, in der Produktion aufgenommenen Fotos zeigen neben den porträtierten Personen bei der Arbeit (mit Postern von Patrick Swayze oder barbusigen Damen im Hintergrund) auch Pausenszenen und Betriebsfeiern.

Die blauen Schwerter – Meissen in der DDR

Japanisches Palais, Palaisplatz 11, 01097 Dresden

www.japanisches-palais.skd.museum

Bis 22. Februar

Der Katalog (Ch. Links Verlag) kostet 28 Euro

Herbert Pfeiffer

1935–2025



Foto: privat

„**Architekt** ist ein wunderbarer Beruf!“ Mit diesen Worten begrüßte uns Herbert Pfeiffer in der ersten Vorlesung, die wir als Erstsemester an der Fakultät Bauwesen der Universität Dortmund besuchten. Wohnungswesen und Städtebau lautete sein Fachgebiet, dem Einfachen (aber nicht Simplen!) fühlte er sich verbunden – Wohnhäuser eines Heinrich Tessenow etwa (und etwas verschämt auch die von Paul Schmitthenner) stellte er uns schon Anfang der 90er Jahre vor, in einer Zeit, als sich gerade der Blick auf die klassische Moderne jenseits der großen Meister Mies und Le Corbusier zu weiten begann. Dass Pfeiffer als Architekt durchaus bereit war zu Experimenten, zur starken Form, schloss diese Vorliebe nicht aus: Das Wohnhaus, dass er für seine Familie im münsterländischen Lüdinghausen baute, kann als eine Ikone der Postmoderne in Westfalen gelten, ohne dass er dafür auf formale Übertreibungen angewiesen war. Doch Übertreibungen sind westfälischen Seelen ohnehin fremd, und so scheint es mir rückblickend wie Bestimmung, auf jeden Fall aber passend, dass der im schwäbischen Oeffingen (heute Teil der Stadt Fellbach) Gebürtige dort sein Zuhause fand.

Für die Dortmunder Fakultät Bauwesen und das dort von Harald Deilmann, als dessen Assistent Pfeiffer Mitte der 70er Jahre ins Ruhrgebiet kam, ersonnene „Dortmunder Modell“, in dem Studierende der Architektur und des Bauingenieurwesens in gemeinsamer Projektarbeit die jeweils andere Sichtweise auf die Planung kennenlernen sollten, war Pfeiffer eine prägende Persönlichkeit. Er suchte den Austausch mit dem Nachwuchs, an seinem Lehrstuhl, an dem ich

als studentische Hilfskraft sofort das Gefühl hatte, zum Team zu gehören, wie in seinem Büro Pfeiffer Ellermann (später Pfeiffer, Ellermann, Preckel), in dem viele von uns arbeiteten, während des Studiums und danach. Pfeiffer war nahbar, hatte ein offenes Ohr auch für persönliche Anliegen und meistens Zeit für ein Gespräch, sofern man ihm nicht gerade im falschen Moment über den Weg lief – doch von seinen gelegentlichen Wutanfällen weiß ich nur vom Hörensagen. Es blieb mir ein Gefühl von Verbundenheit auch ein Vierteljahrhundert nach meinem Diplom, dem Wechsel nach Berlin und den danach nur noch gelegentlichen Wiedersehen, zuletzt bei der Ausstellung seines Schaffens in der Burg Lüdinghausen im Jahr 2021.

Als Architekt bleibt Herbert Pfeiffer nicht nur mit seinen Wohnungsbauten in Erinnerung – das Thema des kostengünstigen Bauens, das ihn so umtrieb, ist angesichts explodierender Bau- und Mietkosten aktueller denn je –, sondern auch mit etlichen „Bauten im Bestand“, für die er sich schon engagierte, als noch niemand von Abrissmoratorien und „Reuse, Reduce, Recycle“ redete: etwa die Galerie für Architektur und Arbeit auf der Zeche Oberschuir in Gelsenkirchen (Bauwelt 27.1996), das Kloster Bentlage (Bauwelt 41.2000) oder das Kloster Dalheim (Bauwelt 45.2010), um nur drei Meilensteine zu nennen. Am 20. August ist Herbert Pfeiffer, elf Tage nach seinem 90. Geburtstag, verstorben. **ub**

Erfahrungen und Strategien zur sorgenden Stadt

Text **Alina Burose**

Im November lud der Verein W3_ zur Diskussion in Hamburg ein

Die sorgende Stadt ist eine soziale Stadt, die den Alltagsbedürfnissen ihrer Bewohnerinnen und Bewohner Erleichterung und Nähe schenkt. Wer diese Idee einer Stadt als feminin oder mütterlich wahrnimmt, darf sich ertappt fühlen. Denn Begriffe wie „Sorge tragen“ oder „Care-Arbeit“ sind weiblich besetzt. Seit jeher landen Pflichten rund um den Haushalt und die Pflege bei Frauen. Sie geraten häufig in ein Abhängigkeitsverhältnis zu Männern, die über das Mehr an Einkommen verfügen. Architektur und Stadtplanung prägen die Möglichkeiten des „Sichkümmerns“. An Räumen, die sich wirklich kümmern, mangelt es in Deutschland vielerorts: Wohnraumknappheit bedingt prekäre Formen des Zusammenlebens und verstärkt Abhängigkeiten, Stadtteile sind infrastrukturell unterversorgt oder nicht barrierefrei, es fehlt an konsumfreien Begegnungsorten und Notunterkünften – insbesondere für Frauen. Die gebaute Umwelt ist in Deutschland nicht sonderlich sorgend, doch die Diskussion um Care-Arbeit und deren Sichtbarkeit erhält Einzug. Im Rahmen des Projekts „VerCAREte Verhältnisse – Wege in eine klima- und geschlechtergerechte Zukunft“ veranstaltete die W3_Werkstatt für internationale Kultur und Politik e.V. in ihren Räumen in Hamburg-Altona in Kooperation mit der Rosa Luxemburg Stiftung eine Podiumsdiskussion zur sorgenden Stadt. Im Gespräch mit der

Kulturjournalistin Siri Keil bildeten die Gäste Anfang November verschiedene Perspektiven auf die gegenwärtige Praxis zur sorgenden Stadt ab: Barbara Fried schuf als Referentin der Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin den übergeordneten Bezug zur feministischen Klassenpolitik. Paula Mikat stellte über ihre Arbeit in der Initiative „Sorge ins ParkCenter“ einen lokal-aktivistischen Bezug zu Potenzialen in Berlin-Neukölln und Alt-Treptow her. Anna Köster-Eiserfunke vertrat die Poliklinik Veddel, ein solidarisches Gesundheitszentrum in Hamburg, dessen Anspruch deutlich das gängige Verständnis hausärztlicher Versorgung übersteigt. Die Poliklinik Veddel zeigt den enormen Bedarf quartiersbezogener Versorgung auf den Ebenen Gesundheit, Solidarität und sozialer Teilhabe. Hamburg mag medizinisch überversorgt wirken. Dass diese Annahme nicht auf die gesamte Stadt zutreffen kann, zeigt die Diskrepanz der durchschnittlichen Lebenserwartung, die je nach Stadtteil um bis zu zehn Jahren schwankt. Als Konzept eines Stadtteilgesundheitszentrums reagiert die Poliklinik nicht nur auf das Schwinden der letzten hausärztlichen Praxen auf der Veddel, sondern auch auf die Notwendigkeit Gesundheit breiter zu denken. Köster-Eiserfunke betonte, dass Gesundheit nicht nur die Abwesenheit von Krankheit bedeute. Neben medizinischer Versorgung betreibt die Poliklinik Stadtteilstudien und fungiert als Netzwerk für die Nachbarschaft.

Andernorts fehlen solche Angebote. Die Berliner Bürgerinitiative „Sorge ins ParkCenter“ stellt die essenzielle Frage nach dem Umgang mit

Leerstand. Sie fordert die Umnutzung des nahezu leerstehenden Alt-Treptower Shopping Centers zu einem sozialen Anlaufpunkt. Ein Abriss sei nicht nur aus ökologischer, sondern auch aus sozialer Sicht falsch, erklärte Mikat. Das ehrenamtliche Vorhaben sei durch demokratische Partizipationsprozesse, Bedarfsermittlungen in der Nachbarschaft und Wege zu Finanzierungsmöglichkeiten sehr gefordert. Ähnlich wie auf der Veddel hat sich in Treptow die Nähe zum Kiez bewährt: Neben Haustürbesuchen hat die Initiative mit ihrem „Kümmer-Mobil“ immer wieder den Spielplatz im Treptower Park aufgesucht.

Dadurch sei ihr Zuspruch gewachsen. Als Referentin der Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin und aktives Mitglied der Initiative fasste Fried solche kleinmaßstäblichen Projekte als wichtige Bausteine für mehr Sichtbarkeit gesellschaftlicher Probleme zusammen. Sie überwinden die Isolation, in der sich die meisten „Sorgefälle“ befinden. Zudem knüpft Care-Arbeit an die globale „Sorgenkette“ an. Lücken in der Versorgungsstruktur müssen mitunter Dienstleister füllen, bei denen häufig Migrantinnen und Migranten unter sehr schlechten Bedingungen arbeiten. Fried appelliert: Care-Arbeit muss vergesellschaftet werden.

Die Auftaktfrage der anregenden Gesprächsrunde „Welche Care-Defizite erleben wir?“ legte den gemeinsamen Grundstein: Sorge in der Stadt betrifft uns alle. Ohne unbezahlte, geringfügig entlohnte, dezentrale, unsichtbare Arbeit würden unsere Städte, wie sie jetzt organisiert sind, nicht funktionieren.

Die Podiumsdiskussion fand in den Räumlichkeiten des W3 in Hamburg-Altona statt. V.l.n.r.: Siri Keil führte das Gespräch mit Anna Köster-Eisenfunke, Paula Mikat und Barbara Fried. Foto: Saskia Castañeda Falcón

